



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1932**

5 (1932)

Caritasblüten

Nr. 5

1932



Komm, o Geist der Heiligkeit, Vater aller Armen du,
Aus des Himmels Herrlichkeit Aller Herzen Licht und Ruh,
Sende deines Lichtes Strahl. Komm mit deiner Gaben Zahl.



Wir beten für unsere liebe Mutter Ubalda, die nach Ulaya (Europa) gereist ist, daß sie doch gewiß wiederkommt.

Das Kind vor der Mutter

Wenn ich meine Blicke lenke,
O Maria, auf dein Herz,
Deiner Tugenden gedenke,
Dann durchdringt mich bit'trer Schmerz.

So wie du, möcht ich entbrennen
Ganz in Liebe für den Herrn,
Seine Liebe anerkennen,
Sein ganz sein, so gern, so gern!

Aber meines Herzens Triebe
Sind für ihn so lau, so kalt,
Immer hat die eig'ne Liebe
In mir noch so viel Gewalt.

Mit der Unschuld Lilienblüte
Einigst du der Demut Fier,
Darum trugst du im Gemüte
Himmelsfrieden einst schon hier.

Liebend blickst du, sanft und milde
Auf der Brüder Elend hin,
Zeigst so in treuem Bilde
Gottes Güt' und Vatersinn.

Fremde Schulden zu bezahlen
Und zu lindern fremde Not,
Gibst du unter grausen Qualen
Deinen Sohn selbst in den Tod.

Hilf mir, so wie du, zu üben
Wahre Lieb' und Gütigkeit;
Nie laß mich ein Herz betrüben,
Sanftmut üben jederzeit!

Unbefleckt lehr' mich wandeln
Durch der Welt Gefahr dahin,
Nie aus stolzem Dünkel handeln,
Gib mir lautern Kindesinn!

Sieh mein kindliches Vertrauen,
Holde Mutter, mildreich an;
Laß mich deine Hilfe schauen
Auf des Lebens Dornenbahn!

Und wenn bange Zweifel drücken,
Und dein Kind, zu schwach, erliegt,
Wollest, Mutter, auf mich blicken
Dann, ja dann dein Blick genügt.

Begrüßet seist du, Maria

Rönne, Dänemark

Dieser Gruß aus Gottes Mund, von einem Engel auf diese Erde gebracht, hat Marias Herz entzückt, und diese Freude erneuert sich, so oft ein Marienverehrer diesen Gruß spricht oder auch nur Marias Bild grüßt. Ganz eigenartig, um nicht zu sagen wunderbar ist die Erzählung eines protestantischen Predigers von einem Muttergottesbild. Die Reformation, die den Marienkult zum Erstarren gebracht, die die Bilder der Heiligen aus den bisherigen kath. Gotteshäusern verbannt und auch ein Wandgemälde der Himmelskönigin mit dem Pinsel des Tünchers überstreichen ließ, konnte doch nicht die Gewohnheit der Gläubigen, eine Hauptneigung an der Stelle zu machen, wo früher das Bild zu sehen gewesen war, ausrotten. Die späteren Generationen, die von dem Vorhandensein des Gemäldes unter dem Schleier des Kalkes nicht wußten, hatten diese Gewohnheit beibehalten und ehrten so, ohne es zu wissen, Maria, die doch auch ihre Mutter ist. Manchem Prediger war das Verhalten der Gläubigen aufgefallen und hatte ihm Stoff zum Nachdenken gegeben. Da eines Tages soll die Kirche restauriert werden. Der alte Kalk wird abgekratz und zum Erstaunen aller wurde das Bild der lieben Mutter Gottes sichtbar. Ave Maria! Das Rätsel war gelöst. Aber die Lösung gab neuen Stoff zum Nachdenken und führte wahrheitsuchende Seelen an der Hand Mariens in den sicheren Hafen der kath. Kirche.

4

Fronleichnamtsfest in der Kilema-Mission

Von Schw. M. Thiadildis

Nur einmal im Jahre tritt der Heiland aus seiner Verborgenheit heraus, und an diesem Tage will er nicht nur alle seine Schäflein sehen, sondern auch ihre Hütten und Fluren segnen. Die ganze Schöpfung bis zum kleinsten Käferlein und Grashälmlchen soll seine Segenskraft empfinden.

Unsere Neuchristen zeigen für diesen Triumphzug des Heilandes eine große Gegenliebe. Eine ganze Woche vorher ist man beschäftigt, die Wege und Pfade zu ebnen, das Unkraut auszurotten. Von unserer kleinsten Maria bis zur 70jährigen Greisin Anna sind alle schon in früher Morgenstunde auf den Beinen. Kränze und Triumphbogen schmücken die Wege. Unsere braven Christen errichten nach ihrem besten Wissen und Können drei Altäre im Freien; ein heiliger Wettstreit ist

unter ihnen, denn jeder will das schönste Sakramentshäuschen errichten.

Im vorigen Jahre hatten wir die ganze Woche kein günstiges Wetter, und man schloß auf eine unangenehme Witterung für den Festtag selbst. Und wirklich, am Morgen war der Himmel noch mit finsternen schwarzen Wolken bedeckt; aber allmählich wurde es klar, und um 9 Uhr, nach Vollendung der 3. hl. Messe, konnte die Prozession unter feierlichem Glockengeläute in Bewegung gesetzt werden. Auch Gruppen von Heiden kamen den Berg hinan und bildeten gleichsam Spalier, während andere dem Zug sich anschlossen, um dem eucharistischen Heiland das Geleit zu geben. Eine große Menschenmenge war anwesend, keiner wollte zurück bleiben. Man schätzte die Leute auf 13—14 000, darunter waren 8000 Christen.

Die verschiedenen Gruppen mit ihren Fahnen, weißgekleidete Kinder mit Kränzen und Palmen, andere mit Kerzen, wieder eine Gruppe mit den Leidenswerkzeugen, dann die verschiedensten afrikanischen Blumen, die von den kleinen Schwarzen getragen wurden; alles das gestaltete die Prozession im tropischen Sonnenlicht zu einem wirklichen Triumphzug des himmlischen Königs; Freudengesänge schallten durch die Luft. Was hier in der Mission an Kostbarkeiten fehlt, wird ersetzt durch die Natur, durch die Einfalt und den kindlichen Glauben der Neuchristen. Selbst das Wasser, das von der felsigen Höhe wie glitzernde Perlen herabträufelt und mit dem das helle Sonnenlicht spielt, trägt noch bei zur Verherrlichung des Schöpfers.

Rührend war es, als der 2. Segen in unmittelbarer Nähe unseres kleinen Krankenhauses gegeben wurde. Ungefähr 20 Kranke harrten auf den sakramentalen Segen. In demselben Moment, als derselbe gegeben wurde, entslog eine Seele dieser Erde. Es war ein altes Mütterlein, das vor zwei Tagen getauft worden war und nun am Fronleichnamstage den dritten Segen im Himmel erhalten haben wird.

Um 12 Uhr wurde das letzte Evangelium gesungen und der letzte Segen gegeben. Nun wurde es um die Kirche stiller. Der Kibo, unser weißer König mit seiner bezaubernden Schneekuppel, schaute majestätisch hernieder und nahm das leise Echo der letzten Klänge des Fronleichnamts entgegen:

„Sanktus, Sanktus, Sanktus!“





Von links nach rechts, untere Reihe: Schw. M. Columbina Kirchenlohr, Mutter M. Gaudiosa Langenstroer, Schw. M. Ennatha Wehlmann; obere Reihe: Schw. M. Lybia Necker-
mann, Schw. M. Bernhilda Stein, Schw. M. Mirjam Koll, Schw. M. Hilaria Jacobebbing-
haus, Schw. M. Rotkera Schmidt, Schw. M. Arnoldis Uhr, Schw. M. Aquinatis Walter.

Große Ausfendung in die Mission

In der vorigen Nummer zeigten wir unsern lieben Lesern die erste Partie der großen Ausreisekarawane: „Mutter Ubalda mit 8 jungen Missionarinnen“. Der deutsche Dampfer „Uffukuma“ brachte sie von Amsterdam aus, der Westküste Europas entlang, durch das Mittelländische Meer an die Ostküste Afrikas. Dort landeten sie je nach dem ihnen angewiesenen Bestimmungsort teils in Tanga, teils in Zansibar, teils in Daresfalam.

Jedenfalls ist Mutter Ubalda mit großem Jubel in ihrem alten Wirkungskreis empfangen worden. Mit Sehnsucht wurden auch die Neulinge erwartet, und bis der Leser diese Zeilen in die Hand bekommt, haben sie bereits die Wärme der Tropensonne kennengelernt.

Dieser Gruppe mußten unerwartet schnell zwei Mitglieder des Generalkapitels, welche im Monat Dezember aus Afrika hierher gekommen waren, nach Afrika voraneilen. Wegen Erkrankung junger Lehrschwestern mußte die allbekannte Missionslehrerin, Schwester M. Junipera, schleunigst zu ihrer Schule nach Mariazell ins Basutoland zurück; ebenso die Missionskatechetin, Schwester M. Huberta. Beide sind bewährte Missionarinnen und bereits 40 Jahre unter den Schwarzen tätig. Ihr Aufenthalt in Europa beschränkte sich auf zwei Monate. War die Freude, ihre Angehörigen und ihr Vaterland nach 40



Von links nach rechts, obere Reihe: Schw. M. Bertholda, Schw. M. Eryfologa, Schw. M. Ignatiana, Schw. M. Edgara, Schw. M. Jutta; mittlere Reihe: Schw. M. Sawina, Schw. M. Friedburga, Schw. M. Rosamunda, Schw. M. Cortona, Schw. M. Thomasa; untere Reihe: Schw. M. Ulrika, Schw. M. Bernarda, Schw. M. Germalina, Schw. M. Adolfine, Schw. M. Plantilla.

Jahren wiederzusehen, auch sehr groß, so eilten sie doch mit apostolischer Begeisterung wieder in ihre afrikanische Heimstätte zurück.

Am 22. März schiffte sich die zweite Gruppe in Rotterdam ein: Mutter Gaudiofa mit 9 jungen Missionarinnen. Mit Ausnahme von Schwester M. Hilaria Jacobebbinghaus, welche mit dem Schiff bis Durban reisen muß, landen dieselben in Capstadt, um von dort landeinwärts nach Rhodesia zu fahren. Einige dieser Schwestern sind für Neugründungen bestimmt. Auf die Rückkehr der besorgten Mutter Gaudiofa und auf die Ankunft der neuen jungen Hilfskräfte wartet man auch da überall mit großer Sehnsucht.

Die letzte Gruppe der Ausreise-Karawane bestieg am 19. April in Rotterdam den Dampfer „Wangoni“ der Deutschen Afrika-Linie. Die Führerin ist Mutter Germalina, Provinzialoberin in Süd-Afrika. Für ihren Wirkungskreis: Natal—Basutoland—Griqualand usw. kann die Zahl der Nachkömmlinge nie groß genug sein. Vor allem sind es Lehrkräfte für die zahlreichen Schulen, die sie benötigt. Aber auch Schwestern für Handarbeit, die Kinder- und Krankenpflege, für das Haus, die Küche und den Garten sind äußerst willkommen. Die dortigen Schwestern rechnen schon mit großer Sicherheit darauf, daß sich Mutter Germalina während ihres Aufenthaltes in

Europa um neue Hilfskräfte umgesehen habe, und je mehr sie bringen kann, desto willkommener ist sie. Da gibt es keine Arbeitslosigkeit, keine Stellenlosigkeit, auch keine Erwerbslosigkeit, denn man kann große Kapitalien für den Himmel anlegen, die nicht unterschlagen werden und reiche Zinsen bringen.

Möchten doch mehr junge Leute in Europa auf diesen Gewinn ihr Auge lenken, sie würden viel glücklicher sein, ihre Kenntnisse ausnützen und ihrem Leben den wahren Wert aufprägen. Möge Gott neue Berufe für sein Werk wecken und unsere reisenden Missionarinnen glücklich zu ihrem Ziele führen!

Die Redaktion.

3

Ahrenlese

Von Schw. M. Raphaelis

Die ersten zweieinhalb Jahre meines Hierseins hatte ich einen sehr leichtsinnigen Buben in der Schule; bald wurde es ihm zu enge hier, und er begab sich 1926 in die Stadt zur Arbeit, um ein lustigeres Leben zu führen, als es ihm die Missionschule geboten hatte. Nach vier Jahren kam er, vollständig verseucht am ganzen Körper, wieder zurück. Den Glauben hatte er natürlich eingebüßt, wie es inmitten einer bösen Gesellschaft nicht leicht anders sein kann. Er spottete über alles, was Religion heißt, bei seinen früheren Schulkameraden. Die Weißen der Stadt, sagte er, haben ihn eines Besseren belehrt, und darum glaube er an all die Märchen, welche unsere Religion vorbringt, nicht mehr.

Nicht lange nach seiner Rückkehr mußte ich zu einer kranken Verwandten von ihm hinausreiten. Hier sah ich ihn, konnte ihn aber kaum mehr wiedererkennen. Während ich mit der Kranken betete, und sie auf den nahen Tod vorbereitete, zeigte er sich mehrere Male im Hintergrunde an der Türe, lachte und machte seine Spötteleien dazu. Ich stellte ihn dieserhalb ernstlich zur Rede, hielt ihm das Bedenkliche seines Gesundheitszustandes vor Augen und ermahnte ihn, seine Gewissensabrechnung vorzubereiten und an den Tod zu denken. Er erwiderte mir mit einem lauten Lachen und gab mir zur Antwort, daß er die Mädchen noch viel zu lieb habe, als daß er an ein Sterben denke.

Schon nach zwei Monaten erhielt ich die Nachricht, daß es schlecht mit ihm stehe. Ich machte mich Sonntags auf den Weg, um ihn zu sehen. Schon fürchtete ich, daß er wieder alles ins Lächerliche ziehen werde, wenn ich ihm vom Sterben reden würde; aber ich hatte mich getäuscht. Noch nie habe ich einen so reumütigen Kranken gesehen, wie diesen früheren Schüler von mir. In Gegenwart aller Kinder bat er um Verzeihung

und sagte: „Ich habe böses Argerniß gegeben; betet für mich. Wie bereue ich alles, was ich Böses getan habe. Die Freuden der Welt sind so nichtig; nur Gott ist getreu und verläßt mich nicht; wie liebe ich Ihn jetzt!“

Alles, was ich ihm vorgebetet habe, wiederholte er so nachdrucksvoll; dann bat er flehentlich, der Priester möchte ihm doch noch einmal die heilige Kommunion bringen, da dieses sein einziges Verlangen sei. Einige Tage früher hatte er seine Seele bereits im Sakramente der Buße reingewaschen. Nun wollte ich noch mit ihm allein sprechen und schickte deshalb die Kinder hinaus. Da fing er so bitterlich an zu weinen. Ich kniete mich an sein armes Lager und fragte ihn: „Warum weinst Du denn so sehr, Angelikus?“ „Nyi — yo — zi — sola!“ schluchzte er. Auf meine wiederholten Fragen gab er schluchzend zur Antwort: „O, ich habe Dich so oft in der Schule erzürnt; verzeihe mir doch.“ Dann faltete er betend die Hände und rief: „Bitte auch alle anderen Schwestern, mit denen ich zu tun hatte, um Verzeihung.“ Das wurde ihm selbstverständlich gerne gewährt, und in diesem Augenblick war es mir so klar, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!“

3

Verschiedenes aus den Missionen

Der Hühnerdieb

Aus Centocoto

Seit zwei Jahren wurden bei uns lebende Hühner gefressen, ohne daß der Dieb entdeckt werden konnte. Wir legten vergiftetes Fleisch, es blieb unberührt. Der Bruder machte verschiedene Holzfallen und tat ein Huhn zur Probe hinein; aber umsonst. Dann stellten wir schwere eiserne Schlagfallen auf; diese waren wohl öfters zugeklappt am Morgen, aber der Räuber war nicht darin. Nun verschafften wir uns zwei eiserne Klappfallen, ließen ein Huhn im Freien brüten; der Erfolg war, daß unsere gute Küchenkaze zweimal in Fallen geraten war und getötet werden mußte. In der nächsten Nacht wurde das im Schutz der drei Fallen brütende Huhn vom Nest herausgezogen und unter einem der nächststehenden Bäume halb aufgefressen. Das Raubtier hatte also die Fallen bemerkt, ging aber sehr vorsichtig daran vorbei, denn keine einzige Falle war geschlossen. So groß erst unsere Hoffnung war, den Dieb zu bekommen, so groß war jetzt unsere Enttäuschung. Man wollte schon keine Fallen mehr aufstellen. Eine Schwester kam nun auf den Gedanken, doch noch einmal alle drei Fallen um das angefressene Huhn herumzustellen und sie mit Hühner-

federn zu bedecken, so daß von den Fallen nichts zu bemerken war. Richtig, das gelang. Gegen 1/210 Uhr abends kam das Raubtier, um seinen Hunger zu stillen an der halben Henne, und geriet in zwei Schlagfallen. Eine Schwester hatte mit zwei Mädchen am offenen Fenster im naheliegenden Hause Wache gehalten. Als die nun die Fallen zuschlagen hörten, gingen sie sofort mit Mordwerkzeugen zur Stelle und fanden eine Wildkage.

Am nächsten Morgen war großer Jubel, daß endlich einmal dieses böse Tier gefangen und getötet war. Volle zwei Jahre hatte man nach dem Übeltäter gespäht, der so viel Schaden auf der Mission anrichtete. Zuletzt nahmen die Schwestern ihre Zuflucht zu den armen Seelen, und deren Hilfe ist es wohl zu verdanken, daß es endlich einmal gelungen ist, die geheime Diebin zu finden.

Nun noch das Los der Wildkage. Die Knaben zogen ihr das Fell ab, kochten sie fein und verschmausten sie mit großem Appetit, denn Wildkagenfleisch soll sehr gut sein; zudem war dieses Tier ja schon zwei Jahre mit Hühnerfleisch gemästet.

*

Eine Schlangengeschichte

Aus Huruma

Als wir morgens aus der Kirche kamen, bemerkten wir eine Schlangenspur über die Treppe hinauf, der Veranda entlang bis zur Sakristei, dann einen Kreis und wieder zurück die Veranda hinunter, das Haus entlang bis in das nahe Gebüsch. Nach dem Frühstück zogen wir mit den schwarzen Novizinnen, bewaffnet mit Stöcken, Hacken und Sensen, los und umzingelten das Gebüsch. Eine von den Mutigsten schaute nach; richtig, die Schlange lag zusammengeringelt im Busch. Sehr groß war sie nicht; nicht ganz 3 Meter; es war eine junge Riesenschlange. Nun fand erst große Beratung statt, wie man sie am besten angreift usw. Endlich faßte eine den Mut und schlug mit ihrem Stock hinein; sofort richtete sie sich auf zur Gegenwehr. Und nun fiel ein Hagel von Stockschlägen. Eine wollte ihr den Kopf durchstechen mit ihrer Sense; aber die Schlange biß in die Sense. Endlich gelang es einer Novizin, die Sense durch den geöffneten Rachen hineinzustecken und den Unterkiefer zu durchschneiden. Inzwischen hatten andere ein Brett über den Schwanz der Schlange gelegt und stellten sich auf das Brett, um zu verhindern, daß sie mit dem Schwanz eine Nächststehende umschlinge. Noch ein paar Schläge, und sie schien tot zu sein. Der hochwürdige Pater Superior, der gerade aus der Kapelle kam und unser Abenteuer hörte, meinte, die Schlange sei sicher noch nicht tot und schlug sie nun noch mit einigen wuchtigen Schlägen „mausetot“.

Da wir gerade an diesem Tage den hochwürdigen Herrn Bischof erwarteten, kamen wir überein, die Haut noch nicht abzuziehen, bis der hochwürdigste Herr das Reptil gesehen hatte. Wir zogen sie also in den Hof und legten zur Vorsorge noch je einen großen Stein auf Kopf und Schwanz; dann gingen wir an unsere Arbeit. Es war gerade Nähstunde. Nach 10 Uhr kam das bischöfliche Auto an, und wir hatten nach der Begrüßung natürlich nichts Wichtigeres zu verkünden, als daß wir wieder eine Riesenschlange getötet hatten. Natürlich wollte der hochwürdige Herr das Tier sehen, und voll Stolz führten wir Se. Excellenz in den Hof. Aber, o Schreck! Die Schlange war auf und davon. Zum Glück sahen wir gerade noch ein Stück Schwanz unter einem Holzhaufen verschwinden. Einige von den Novizen holten sie mit Stangen wieder hervor, und nun wurde sie zum drittenmal totgeschlagen. Ein noch größerer Stein wurde geholt und auf den Kopf gelegt, und wir gingen wieder weg. Nach dem Mittagessen wollten wir die Haut abziehen. Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als die durchstochene und dreimal totgeschlagene Schlange sich noch einen halben Meter hoch aufrichtete und beißen wollte? Nun war es doch zu toll. Wir schlugen einfach den Kopf ab, den wir erst der Haut wegen schonen wollten.

Schw. M. Felizitas.



Die deutsche Frau

*Die Tage voll Helfen, voll Arbeit und Müh'n,
in Schmerzen und Lächeln ein Reifen und Blühn —*

*Im Frührot gefaltete Hände empor,
im Dämmern die Stimmen der Not noch im Ohr.*

*Ein stolzes Ertragen von Lasten so schwer,
im Trösten und Schenken die Hände nie leer.*

*Die Scholle der Heimat mit Liebe betreut,
jedwede Furche voll Segen gestreut:*

*So geht sie der Jahre steinichten Pfad,
hegt liebend und opfernd der Zukunft Saat.*

*Und trägt durch die Tage, die lichtlos und grau,
eine heimliche Krone — die deutsche Frau.*

Henriette Brey.

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Jetzt erhob ich mich, ich fühlte mich stark genug, um aufrecht zu sitzen und sprach: „Sihlobo sika Nkulunkulu! (Freund Gottes), lehre mich das Leben der Seele für mich und mein Volk, denn wir sind unwissende Heiden, und große Sünden lasten auf uns.“ Da sprach er so unbeschreiblich milde: „Alle, die an Gott glauben, werden Verzeihung ihrer Sünden erlangen. Ja, wer glaubt, der ist aus Gott geboren; er geht nicht verloren, sondern hat das ewige Leben; er besiegt die trügerische Welt, ja, er hört die Stimme Gottes in seinem Innern. Gehe hin und sage dieses Deinen Leuten; und es werden Männer kommen, sie sind schon nahe, welche das Kreuz auf die Drakensberge aufpflanzen werden und Euch den wahren Glauben verkünden. Stärke Dich, Häuptling, is und trink, und dann zeige ich Dir einen nahen, bequemen Weg, wo Du heute noch leicht in Deinen Kraal kommen kannst. Aber eines mußt Du mir versprechen, daß Du niemand diesen Weg, der zu meiner Klause führt, zeigst, denn ich will unbekannt und verborgen hier meine Lebensstage beschließen.“

So sprach der Freund Gottes und ließ mich in Frieden. Dieses, meine Herren, ist mein eigenes, selbst Erlebtes aus den Drakensbergen. Ich habe all die Worte des Freundes Gottes in meinem Herzen bewahrt und bete insgeheim zum Nkulunkulu und warte auf die Gesandten des Nkosi yezulu (Herrn des Himmels).“

Der Kapitän sowie Alfons hatten mit gerührtem Herzen zugehört. Unbeschreibliche Freude erfüllte sie, denn sie dachten im stillen, das ist niemand anders als Simbas Freund und Erzieher, den er hier wiederfinden werde.

Sie dankten herzlich, und der Kapitän und Alfons nahmen Abschied von dem edlen Häuptling und seiner Familie. Er gab ihnen durch einen seiner Leute einen Ochsen und sechs Hühner als Gegengeschenk mit. —

Mr. Brown und Simba lagen noch immer nebeneinander im Wagen, und letzterer war daran, seine weitere Lebensgeschichte zu erzählen:

„Mit Gottes Schutz und Beistand kam ich nach langer Wanderung glücklich in Lange an. Am Meeresstrande, nahe der Hafensstadt, die damals aber noch sehr klein war, fand ich eine katholische Mission. Ich zeigte mich dem Missionar, bat um Aufnahme, machte seinen Boy, arbeitete und kochte für ihn und den Missionsbruder, von welchem ich auch ein schönes Handwerk, Tischlerei, erlernte, und es ging mir sehr gut. Jetzt konnte ich auch nach meinem Glauben leben; ein Glaube, der keine Taten aufweist, der ist innerlich tot. Das hatte mein Ra-

fiki ya Mungu immer gesagt, und seine Worte klangen mir noch immer wie Engelsmusik in meinen Ohren.

Ich war mehrere Jahre in Tanga, ersparte mir Geld und reiste dann mit Erlaubnis meines Vaters Missionar nach Zanzibar. Und dort, o Herr, wurde mir eine große Freude zuteil. Denke Dir, dort fand ich meine jüngste Schwester Mana, welche damals an einen guten Herrn von den Sklavenjägern verkauft wurde, dessen edle Gattin eine Christin war und Mana recht gut behandelte. O, wie groß war unsere Freude! Sie war bereits verheiratet und auch eine Christin durch die Missionare in Zanzibar geworden, und sie zeigte mir ihre kleinen Kinderchen. Wir priesen zusammen den Herrn, der unsere Wege so geleitet. Von unsern Eltern und Geschwistern sahen und hörten wir nichts mehr. Die Sklavenjagden hatten längst aufgehört, nur wurden sie hier und da im Geheimen von den Arabern betrieben. Die guten Weißen, Deutsche und Engländer, hatten diesem Greuel ein Ende gemacht.

Durch meine Schwester Mana, später Maria genannt, lernte ich ein braves, frommes Mädchen kennen, meine Gattin Christina. Doch die Erinnerung an meinen ‚Kafiki ya Mungu‘ wich nie von mir. Ich wanderte viel umher, überall forschend, wohin er sich versteckt hat. Ich dachte immer, er muß in Südafrika, in Natal sein, deshalb zog ich auch von Zanzibar fort und reiste mit meiner Familie nach Durban, wo meine Christina mit den Kinderchen glücklich lebt, denn ich lasse sie nicht darben. Als ich das letzte Mal meine Familie in Durban besuchte, da hat mein braves Weib recht geweint und mir vorgeworfen, daß ich doch immer reise, und zuletzt werde ich verunglücken, und sie würde mich nicht mehr sehen. ‚Bleibe im Lande und nähre Dich redlich‘, hat sie mir vorgepredigt, und mein kleiner Gottfried hat mich festgehalten und gebeten, ich solle nicht mehr fortgehen. Da sagte ich: ‚Betet, daß ich den Kafiki ya Mungu finde, dann komme ich zu Euch und gehe nimmer fort.“

Als Simba so erzählte, hatten der Kapitän und Alfons unbemerkt zugehört, und als er den letzten Satz vollendet hatte, traten sie zu dem Wagen heran und sagten: „Freue Dich, Simba, der Herr hat Deinen Wunsch erfüllt. Ich glaube bestimmt, wir haben ihn gefunden, Deinen ‚Kafiki ya Mungu‘.“

„Upi, upi na?“ (Wo, wo ist er?), stieß Simba erregt hervor, und auch Mr. Brown wurde ganz außer sich; — es leuchtete auch ihm ein Hoffnungsschimmer, vielleicht findet man von dem verlorenen Sohn auch noch eine Spur in diesen geheimnisvollen Drakensbergen. Nun erzählten sie ausführlich, was ihnen der edle Häuptling Inhlovudawana mitgeteilt hatte.

Simba horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. „Ndio, ndio“ (ja, ja), sagte er einigemal; „hoch und schlank wie eine Ceder

Libanons, ja, so war er; — Augen blau wie der Himmel und tief wie unser See, unergründlich — seine Locken waren, — damals als er ging, weiß wie der Schnee, und seine Hände, ja sie waren so weich, so fein wie Marmor. — Und was er sprach, es war voll Weisheit, voll Liebe, und seine Werke waren Barmherzigkeit. Herr, Herr! laßt mich eilen zu ihm — ich kann nicht mehr länger warten.“

Doch Mr. Brown und der Kapitän rieten ab. Noch einige Tage! Zudem war für morgen der Besuch des Häuptlings angesetzt; da konnte Simba aus dessen Munde noch mehr erfahren über die Persönlichkeit des einsam in den Drakensbergen verborgenen Einsiedlers.

Die freudige Erregung hatte Simba, den sonst so starken, jungen Mann fast kränker gemacht; er schien ein förmliches Wundstieber zu bekommen. Mit Sehnsucht sah Simba Gottfried — eigentlich müssen wir ihn mit diesem schönen Christennamen nennen — dem Besuch des Häuptlings entgegen; er wird gewiß noch mehr von ihm wissen, denn vielleicht hatte er ihn doch noch öfter heimlich aufgesucht.

Der nächste Tag war ein schöner, herrlicher Sommertag. Simba und der ebenfalls kranke Mr. Brown hatten zwar unruhig geschlafen; die halbe Nacht hatten sie so schwer geträumt, sich immer mit Löwen und Leoparden herumgeschlagen, und die Wunden schmerzten sie arg. Aber als sie den Häuptling mit seinem großen Gefolge, seinen Räten, Dienern und Schwertträgern kommen sahen, erfüllte beide eine süße Hoffnung, noch mehr und Genaueres zu erfahren. Und so war es auch. Nach allem, was Simba Gottfried über den Einsiedler in der Schlucht am Wasserfall in den Drakensbergen von dem Häuptling erfahren, stimmte es genau auf seinen väterlichen Freund, den Einsiedler vom Tiefe-See in Ost-Afrika.

Nun stellte Simba Frage auf Frage, und es war für die drei Weißen interessant zuzuhören, wie diese beiden intelligenten Eingeborenen, der eine schon ein zivilisierter Christ, der andere zwar noch Heide, aber ein „Gottsucher“, in ihrer blumenreichen Sprache miteinander verkehrten und voll Würde und Anstand sich gegenseitig behandelten.

„Großer Häuptling, starker Elefant“, — denn das bedeutet der Name „Sihlovudawana“ —, redete ihn Simba an. „Erlaube, gestatte noch eine Frage: Wie oft hast Du den Ssihloba ka Nkulunkulu, wie Du den Einsiedler in Deiner Zulusprache nanntest, gesehen nach jenem ersten Begegnen, wo er Dir, Herr, König Deines Namens, das kostbare Leben rettete?“

„Nur einmal noch, ein einziges Mal, weil ich wußte, er wünschte es nicht, daß sein Versteck bekannt würde, und das war bei einer Gelegenheit, wo ich einem andern das Leben rettete, denselben aus der Hand von Zulukriegern befreite und

ihn zu dem Einsiedler brachte, mehr tot als lebendig, aber darüber darf und will ich nichts weiter sprechen.“

Mr. Brown fuhr in die Höhe, ein Freudenschreck hatte ihn erfaßt — war es möglich — oder ist es am Ende doch wieder nicht so. Er faßte nach der Hand des Häuptlings und bat, nur eine Frage stellen zu dürfen.

„Wer war derjenige, den Sie gerettet und in Sicherheit gebracht, jung oder alt?“

Der Häuptling sah ernst vor sich nieder, dann sagte er langsam: „Groß und schlank war er, aber dem Alter nach noch fast ein Knabe. Er war in militärischer Kleidung, deshalb von den Zulukriegern angegriffen worden. Vorerst wollte auch ich ihm meinen Aßsagei in die Brust stoßen, aber da erinnerte ich mich der Lehre des Freundes Gottes, welcher sagte: ‚Liebet eure Feinde‘ — und ich rettete ihm das Leben.“ —

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sich die drei Europäer unter der Führung des Häuptlings mit Simba Gottfried auf den Weg machten nach der Höhle des geheimnisvollen Klausners. Gegen Mittag waren sie nur mehr eine halbe Stunde von den Drakensbergen entfernt, die sich am nordwestlichen Horizont mit ihren breiten Hochflächen wie ein mächtiger Festungswall hinzogen. Sie hatten ein von einem sprudelnden Bächlein durchschlängelttes Tal durchzogen; zu ihrer Rechten breitete sich eine mit dichtem Gebüsch bewachsene, ab und zu von hügelartigen Erhebungen durchzogene, grasreiche Ebene aus.

Jetzt betraten sie den geheimnisvollen Eingang einer geräumigen Höhle, die wie ein Tunnel in dichter Finsternis durch eine Felswand führte, und der Häuptling erklärte, daß sich solche unterirdische Gänge, groß und hoch genug für Menschen und um ganze Viehherden durchzutreiben, viele in diesen Bergen befänden. Dem jungen Alfons wurde es fast unheimlich, und wieder hörte er die warnenden Worte seiner besorgten Eltern, welche ihm so oft sagten: „Lasse Dich in Afrika in keine Abenteuer ein; kehre möglichst bald nach Hause, denn das Sprichwort sagt: Wer sich gern in Gefahr begibt, kommt um!“ Alfons machte jetzt auch bei dieser gruseligen Wanderung durch die dunklen Höhlengänge den festen Vorsatz, bald heim zu reisen und sich nicht in derartiges mehr einzulassen. Der Häuptling und Simba trugen brennende Wurzeln, gleichsam wie Leuchten in den Händen, welche zugleich auch die Wirkung hatten, den zum Leben nötigen Sauerstoff auszuströmen und vor Erstickung zu bewahren. Es dauerte nicht allzulange, so drang Tageslicht herein, und nun kamen sie in die Schlucht, wo sich nach der Aussage des Häuptlings die Höhle des Klausners befand. Bald sahen sie auch schon das Blumen-gärtchen, die seltenen europäischen Bäume und Pflanzen; von

ferne schien das zahme Reh schon die Fremdlinge zu wittern, denn es schnupperte mit den Nasenflügeln und reckte den schlanken Hals. Auch die weißen Täubchen flatterten in die Höhle hinein. Der Häuptling hatte offenbar große Sorge, daß er dem würdigen Freund Gottes eine Unannehmlichkeit bereite und bat deshalb die drei Herren, vorderhand sich hier abseits am Ausgang der Höhle zu verbergen; er wollte hineingehen, sich dem Mann Gottes zu Füßen werfen und ihm erst Bericht erstatten und um seine Audienz für die Besucher bitten. „Denn“, sagte er, „wer weiß und kennt den Grund seiner Weltflucht — wer weiß, ob er sich nicht rasch wo andershin verbergen könnte, denn niemand kennt so wie er die geheimnisvollen, verborgenen Wege, Schluchten und Höhlen hier.“ Der Kapitän und Alfons, sowie Mr. Brown stimmten gerne ein. Letzteren hatte bereits eine unbeschreibliche Erregung erfaßt; er freute sich, er hoffte — aber er zitterte auch wieder vor dieser ersten Begegnung — zudem, konnte es nicht ein anderer, ganz Fremder sein?! — Würde er diese abermalige bittere Enttäuschung gut vertragen können? — denn er fühlte nur zu gut, daß das schreckliche Abenteuer mit dem Löwen ihm einen guten Teil seiner Gesundheit geraubt hatte.

Sie setzten sich also in dem guten Versteck, hinter Buschwerk, ganz still hin; vielleicht konnten sie ihn, den Einsiedler, auch von hier beobachten und hören, wie er den unerwarteten Besuch empfangt. Noch zögerte selbst der Häuptling, und er überlegte in hoher Ehrfurcht, welche er vor dem Freunde Gottes hatte, wie er sich der Höhle nahe.

Da, was war das? — Wer kommt? Sie hören Schritte und verbergen sich; auch der Häuptling blieb noch bei ihnen am Ausgange der Höhle sitzen. „Vater, Du bist heute krank; bitte stütze Dich auf mich; wir wollen hier am Silberbächlein etwas sitzen“, hörten die geheimen Beobachter eine wohlklingende Stimme sagen; und sie sahen einen schlanken, jungen Mann, hochgewachsen wie eine Edeltanne, aus der Höhle treten, und am Arme führte er zärtlich einen gebeugten Greis und setzte ihn liebevoll auf die weiche, grüne Rasenbank.

Jetzt konnten die beiden in die bleichen, abgehärmten Gesichter sehen. Der junge Einsiedler glich dem Alten, der in eine braune, schäbige Kutte gehüllt war; er stand noch immer und schaute sorgenvoll wie ein liebender Sohn auf den Alten, welcher offenbar krank schien. „Vater,“ sagte er; „wir sollten etwas Stärkendes haben für Dich, Du machst mir wirklich Kummer.“ Da blickte der Alte „Kafiki ya Mungu“, denn er war es, das sah Simba auf den ersten Blick, mit seinen Augen, so klar wie der blaue Himmel, zu ihm empor und sagte mit vor Freude zitternder Stimme: „Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz; singen will ich und die Saiten rühren! Auf,

meine Seele, mein Saitenspiel und meine Harfe.“ (Ps. 56, 8, 9.)

„Vater, noch darfst Du mich nicht verlassen, denn ich bin ein schwaches Rohr, bedarf noch Deiner Lehren“, sagte tieftraurig der Junge. Er wendete sein bleiches Angesicht, und Mr. Brown befiel eine aufregende Schwäche — er sah ihm ins Gesicht — ja, es war sein Freddy, daran war kein Zweifel mehr.

„Mein Sohn, ich werde wohl bald von Dir scheiden müssen, und ich weiß, der Herr wird Dir geben, was Dein Herz begehrt, und alle Deine Vorhaben gelingen lassen. Der Herr gewährte Dir jede Deiner Bitten; möchte Er Dir sagen: „Ich habe Dein Beten gehört und Deine Tränen gesehen. Glaube mir, die Stunde ist nahe, wo die Missionare — ich sah sie heute Nacht im Traum wieder, sie hatten weiße Kutten an, es waren die Söhne des heiligen Benedikt —, die kommen werden, das Volk hier zu bekehren, und wahrlich, sie werden es nicht schwer haben, denn der Häuptling Snhlovudawana fühlt jetzt schon die Gnade des heiligen Glaubens, und seine edle Seele wird eine der ersten sein, der ihn annimmt, und er wird sein Volk erheben mit sich zu Gott.“

„Vater, Du weißt, daß ich ein Sünder bin und das vierte Gebot verachtet, meinen Vater getötet und der armen Mutter das Herz gebrochen; sie wird wohl längst gestorben sein, die Gute“, sagte der junge Einsiedler, und hielt die Hand vor seine Augen.

Als Mr. Brown diese reuevollen Worte hörte, riß es ihn förmlich von der Stelle, doch der Kapitän hielt ihn leise flüsternd zurück. —

„Mein Sohn, Deine Buße war ernst und aufrichtig; Du hast es längst gesühnt. Und bist Du auch bettelarm, armselig hier in der Wüste, so ist doch liebevoll der Herr um Dich besorgt; fürchte nichts; Du wandelst über gift'ge Nattern hin, und Du zertrittst den Leuen und den Drachen.“ (Ps. 90, 1—13.)

Da auf einmal stuzte das zahme Reh und flog mit einem Sprung in die Höhle hinein. Jetzt kam der Häuptling und warf sich dem Rasiki ya Mungu oder dem Ssihlobo sika Nkulinkulu zu Füßen. „Verzeihe, Baba, Nkosi (Vater, Herr), daß ich Dich wieder belästige, denn wohl weiß ich, daß ich armer Heide nicht würdig bin, diesen heiligen Ort hier zu betreten; aber ich bin gekommen, Dir große Freude zu bringen.“

„Steh auf, mein Sohn,“ sagte der alte Einsiedler, und der Junge machte sofort die Rasenbank für den Häuptling, welcher ihm das Leben gerettet, frei; er war sichtlich erfreut, ihn zu sehen.

„Was bringst Du mir für wichtige Sache; denn das muß es wohl sein, da Du mein Gebot wieder übertreten“, sagte der Alte.

(Schluß folgt.)

Was die Steppe mir erzählt Von Schw. M. Engelberta

Ein wundervoller Morgen. Die Sonne leuchtete golden in die ost-afrikanische, vor kurzem noch so wilde Steppe hinein. Ein frischer Wind rauschte in den Bäumen. Ich saß in einem Ritscha, einem zweiräderigen Karren, von zwei Negerburschen gezogen. Zum Glück ist mein Leibesgewicht sehr gering, sonst brächte ich es nicht übers Herz, mich von den armen Negern, die es zwar sehr gerne tun und dafür bezahlt werden, ziehen zu lassen.

Wir fahren von der Pforte des trauten St.=Theresia-Klösterleins aus durch die Steppe der Stadt Nairobi zu auf die katholische Mission St. Peter Claver. Zuerst geht die Fahrt über weite Wiesenflächen, rechts und links von der Straße, und ich sehe große Herden Vieh auf denselben friedlich grasen.

„Ich bin allein auf weiter Flur“; doch das dauert nicht lange, denn die Straße ist schon sehr befahren, beritten und begangen. Aber das alles stört mich nicht; ich fühle mich so frei, so glücklich in Gottes herrlicher Natur und komme sofort ins Träumen und Dichten. Bin bereits am sammeln das Sonnengold der Poesie, womit ich mich selbst und andere erfreuen, beglücken möchte.

Es ist ein Glück, sein Glück zu kennen!“, sagt ein weiser Dichter, und er hat recht. — Freilich, die betrogene Welt, welche nur nach Erdengold, Geld und Gut, irdischen Freuden hascht, ruhelos hin und her rennt, wie auch hier in Nairobi, voll Eifersucht und Mißgunst, der versteht freilich solches Glück nicht. Wer mit ihr jagt, weiß ja gar nicht, daß er glücklich sein könnte, und sucht nach dem Glück, wie nach seinem Hut, den er doch auf dem Kopf hat.

Mir geht es Gott sei Dank anders. Für mich beginnt die Welt erst da, wo sie für die Welt aufhört. Hier in der weiten Natur verstehe ich erst die Menschen; das flüstert mir selbst die weite Steppe zu. Tausend Zungen reden mir von Gottes Schönheit und Vaterglüte. Der Geist fühlt sich verwandt dem mächtigen Hauch, der da oben in den Lüften rauscht. Die Seele möchte mit ihm ziehen, weit, weit weg in das ferne Land der Sehnsucht, zu dem, der den Sturm und Wind gesandt, der den Wald gebaut und diese einst so wilde endlose Steppe geschaffen hat.

Im Herzen leise singend, fahre ich auf der breiten Straße dahin, die mitten durch die Steppe führt; diese erzählt mir, was hier früher alles gewesen, wie hier der Löwe, der König der Wüste, der alleinige Herr gewesen war, wie Zebras, Giraffen, Antilopen und wilde Büffel, sowie Straußvögel und noch viele

andere Gattungen von Wild hier in der Steppe grasen und sich ihres freien Lebens freuen. Fast ist es wie leises Bedauern, wenn mir die Steppe zuraunt, daß sie eigentlich doch viel schöner als jetzt gewesen sei. Nur ein Volk war hier, die eingeborenen Negerstämme, und die wilden Tiere. Jetzt wandert ein buntes Gemisch von Menschen, weiß und gelb, rötlich, braun und schwarz durch diese Straßen und Wege und belebt die früher so totenstille, einsame Steppe. Vornehme Autos und schwerfällige Lastautos, Motor- und einfache Fahrräder, Ochsenkarren und Eselswagen, sogar hoch oben in den Lüften schnarrende Flugzeuge, beleben diese einstige Steppenstille. Rechts und links am Wege sind Telegraphenstangen, und diese haben ihr eigenes Lied; so flüstert mir die Steppe zu.

Es ist wie Gesang der Aeolsharfe, nicht so laut, nicht so gewaltig daherbrausend, wie die lärmenden Kraftfahrzeuge, welche die unwissende Steppeneinsamkeit im Anfange wohl für geheimnisvolle wilde Tiere gehalten hatten. Ganz schwermütig kam mir das Flüstern der faustgrünen Steppe vor; sie schien ganz in alte Erinnerungen aufzugehen aus längst verschwundenen Zeiten, wo noch kein Weißer, kein Indier hier anfällig war. Früher, ja früher, so begann sie wieder, da war nicht alles so kahl und leer und nichts wie grüne Weidengründe, da gab es auch noch Baumgruppen, sogar Wälder dort an der Hügelkette. Da lebte in den Bäumen eine herrliche Vogelwelt. Ja, der Wald sang Höhenmusik, brausende Choräle, wenn der Wind in seine Baumwipfel fuhr.

Hier auf der Landstraße gibt es nur Alltagsklänge, schrille Dissonanzen, das Pfeifen und Jodeln der Fuhrknechte und das Ochsenbrüllen und nie mehr sieht die arme Steppe den Strauß oder andere Vögel und Tiere und lustig springende Antilopen grasen. Diese Freunde der Steppe müssen sich verborgen in die abgelegenen Einsamkeiten, den Sümpfen entlang, wo die Menschen sich nicht ihre Hütten bauen. Nur des Nachts, so spricht und erzählt sie mir weiter, ja des Nachts, da wird es wieder lebendig und schleichen besonders die Hyänen herum und wagen sich sogar bis an die Häuser der Menschen heran. Ja des Nachts, da weiß ich noch, daß ich die wilde afrikanische Steppe bin; — ich glaube, sie ist noch stolz darauf, es wenigstens in der Nacht zu sein. Wir aber, die wir in der Steppe wohnen, schließen uns gar fest ein vor dem etwaigen Besuch eines Löwen, Leoparden oder solch einer häßlichen Hyäne. Letztere aber kommen fast jede Nacht bis dicht an unser Verandagitter, wo der treue Haushund wacht, sich aber zitternd vor ihnen verbirgt.

Jetzt geht's aber doch bald schon zu laut zu, so daß ich die sanfte Aeolsharfe und noch weniger das leise Flüstern und Selbstgespräch vernehmen könnte. Inzwischen naht sich meine

Ritscha immer mehr der Stadt Nairobi, und das leise Flüstern der Steppe verklingt langsam. Da liegt die Stadt vor mir. Das Gold der Morgensonne verklärte sie. Wer sie noch nicht näher kennt, bewundert die schöne Stadt! — Doch mir gefällt sie nicht. Gewiß, Nairobi ist ein schönes, herrliches Gebilde von Menschenhänden aus allen Nationen, vor kaum 30 Jahren hingebaut in eine wilde ebene Steppe, wo nichts war als schwarze, verschiedene Negerstämme und überaus großer Wildreichtum.

Die Indier aus allen Kasten, vom vornehmsten Indierfürsten bis zur niedersten Kaste, sind am meisten vertreten, und aus dem Häusermeer leuchten überall die schlanken, runden Moscheetürme hervor.

Im vornehmen Villenviertel sind die feinen Häuser der Weißen und großartige Geschäftslokale, gerade wie in Europa eingerichtet.

Alle Religionssekten sind in Nairobi vertreten. Aber das ist gewiß, daß unsere christkatholischen Neger von allen als die besten anerkannt werden. Neben der katholischen Mission St. Peter Claver steht unmittelbar daneben rechts das Bethaus, Singhalle der Heilsarmee, links eine neue, schöne indische Moschee und unweit davon eine zweite, und so geht es weiter.

Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß fast allen Gold, Geld, Genuß die meist vergötterte Gottheit ist. O gewiß, es gibt auch gute, tief gläubige Menschen da; es gibt edle Menschenseelen, und zwar in allen diesen verschiedenen Religionen zu finden. Aber auch die Sünde wohnt in dieser Stadt! — Auch die früher, zwar so wilde, aber doch schuldlose Steppe jammert darüber — die Sünde begegnet einem, zwar dicht verschleiert im seidenen Gewande des Islam, auf allen Wegen. Sie wissen es eben nicht besser, diese armen Menschen. Auch die Steppe ist traurig über dieses häßliche Bild; ein Trost für sie sind viele schöne Steppenblumen, die neben all dem Unrat auf der Landstraße blühen, unschuldige schwarze Negerkinder, reinlich und sittsam gekleidete junge Mädchen, welche im St.-Theresia-Klosterlein erzogen und unterrichtet werden und den Weg durch diese Steppe so oft in die Pfarrkirche nach Nairobi machen und stramme hochgewachsene Negerjünglinge in der St.-Petrus-Claver-Mission. Damit tröstete ich auch die jammernde Steppe.

Wundere Dich nicht, lieber Leser, ich bin ein glücklicher Optimist. Die Nachtseite bringt mir erst die ganze Schönheit des Tages zum Bewußtsein, wie eben der dunkle Schatten das Gemälde erst schön und klar macht.

Der rastlose Morgenwind schwieg. Ich kehrte wieder heim; es war fast Mittag geworden. Meine Seele war voll Lichtpunkten; nein, nein, die Steppe konnte mich nicht traurig

stimmen, es gab ja noch so viele strahlende Sterne in der christlichen Negermission, mitten in diesem modernen und indischen Heidentum, und wie viele der armen schwarzen Heiden werden sich in Zukunft noch bekehren! Das walte Gott!

Zum Schluß sang ich der lieben Steppe noch ein Lied aus goldener Jugendzeit:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh',
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, nein, nein, hier ist sie nicht:
Die Heimat der Seele ist droben im Licht!“

3

Aus der heidnischen Kriegszeit

Von Schw. M. Amata, Maria Trost

Matigane gehörte dem Amatewa-Stamm an. Einst sandte Chaka sein Heer, diesen Matigane einzufangen. Einige Verwandte unseres jetzigen Vaters Alois gehörten auch zu diesem Heere. Unglücklicherweise konnten sie Matigane nicht in ihre Hände bekommen. Sie zogen ihm tausend Meilen nach bis zum Umzimonba-Fluß. Matigane war nach dem Pondo-Land geflohen und hatte dort, wo jetzt Kokstadt liegt, seinen Sitz aufgeschlagen.

Chaka konnte es aber seinen Leuten nicht verzeihen, daß sie Matigane nicht gefangen nahmen. Er plante nun, ein großes Heer bis zum Delagoe-Bay zu schicken. Die Krieger aber, welche sich von den vorigen Strapazen noch nicht erholt hatten und nun sofort wieder in den Kampf ziehen sollten, wurden sehr unzufrieden. Drei leibliche Brüder von Chaka waren Generäle und machten nun heimlich einen andern Plan, wobei ihnen der erste Diener Chakas, der sehr mutig war, gute Dienste leistete.

Sie beratschlagten, wie sie Chaka am leichtesten aus dem Wege schaffen könnten, verließen mit den andern Truppen das Zululand in der Absicht, bald wieder zurückzukehren, um Chaka zu töten. In der Tat kamen die beiden Generäle nach einigen Tagen wieder zurück und gaben vor, an der Ruhr erkrankt zu sein. Ihrem jüngsten Bruder gaben sie die Aufsicht über das ganze Heer und hießen dasselbe weiterziehen.

Als nun die beiden Brüder zurückkamen, war Chaka im ersten Moment sehr aufgeregt; als er jedoch sah, daß beide sich so krank vorgaben und ganz niedergeschlagen sich von ihm entfernten, hatte er jedoch Mitleid und glaubte ihnen. Er befahl sogar seinem ersten Diener, die beiden Kranken gut zu ver-

pflegen und ihnen kräftige Kost zu geben. Dieser untreue falsche Diener führte die beiden Generäle in einen kleinen Kraal und gab vor, sie dort zu verpflegen. Statt dessen versahen sich alle drei mit Lanzen und Speeren und machten sich zum Kampf gegen Chaka bereit.

Am folgenden Tage war Chaka in seinem Viehkraal, welcher drei Tore hatte. Von den beiden Brüdern setzte sich jeder an eines der drei Tore. Der falsche Diener kam zum dritten Tore zu Chaka herein. Dieser erkundigte sich nach den vermeintlichen Kranken und ob sie zu essen erhalten hätten. Der Diener bejahte es und überfiel Chaka, indem er seine Lanze unter der Decke hervorzog. Chaka hatte nichts zur Gegenwehr und eilte fort, um seine Lanze zu holen. Dort aber wurde er von einem seiner Brüder überfallen. Chaka erwiderte noch sterbend: „Du willst meinen Thron einnehmen, darum tötest Du mich. Ich aber sage Dir: niemals. Ich sehe die weißen Schwalben, die Europäer, kommen und das Land einnehmen.“ Dann starb er.

K

Lustige Ecke

Klein-Annenchen ist gefallen und hat ihr Schürzchen recht beschmutzt. Weinend eilt sie zur Mutter und klagt ihr: „Mutter, ich bin ins Gras gefallen.“

„Aber, Kind,“ meinte die Mutter, „wie ist das möglich, dann hättest Du Dich doch nicht so beschmutzt.“

„Ja, Mutter, das war das Gras, das die Kühe schon einmal gefressen hatten.“

—
„Kannst Du mir eine Flüssigkeit nennen, die nicht frieren kann?“

„Ja!“

„Was denn?“

„Warmes Wasser.“

—
Ein kleiner Junge kommt mit zerkraktem Gesicht und zerrissenem Anzug zur Schule. Er wird gefragt: „Warst Du wieder bei einer Schlägerei, August?“

„Ach nein,“ antwortete der Gefragte, „ich mußte helfen beim Umzug, da mußte ich die Kage tragen.“

—
Schauspieler: „Welche Rolle hat Herr Direktor mir in dem neuen Stück zgedacht?“

„Sie sollen der Vater der Heldin sein.“

„Was tut er?“

„Er stirbt 10 Jahre früher als der Vorhang für den ersten Akt aufgezogen wird.“

Höhepunkt:

Madsen: „Frederiksen ist der faulste Mensch der Welt.“

Lassen: „So — o — o?“

Madsen: „Ja, er raucht Kreidepfeifen.“

Lassen: „Warum denn?“

Madsen: „Ja, wenn die auf die Erde fällt, braucht er sich nicht zu bücken, sie aufzuheben.“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Weine lieben Kinder! Heute erzähle ich Euch etwas aus der afrikanischen Kinderstube von Riboscho, wo heiteres Lachen und munteres Treiben herrscht und 13 geweckte Krausköpfchen ihr Spiel treiben. Als mutterlose Waislein wurden sie auf der Mission mit der Milchflasche aufgezogen. Und jetzt bekamen wir noch Drillinge, zwei Mädchen und einen Jungen. Denkt Euch, liebe Kinder,! Wenn hier in Afrika der liebe Gott in eine Familie zwei oder drei Kinderchen zugleich schickt, dann werden alle heimlich in der Nacht ums Leben gebracht. Die Mission forscht nach diesen Kinderchen und übt dabei große Barmherzigkeit.

Unser kleiner Joseph, ein Königskind, ein kluges, munteres Bübchen von 5 Jahren hat von seiner Tante einen Hahn zum Geschenk erhalten. Das war eine Freude. Den ganzen lieben Tag wich er nicht von seiner Seite. Die Schwestern mußten ihm ein rotes Halsbändchen geben, und all sein Essen teilte Joseph mit dem Hahn. Da kam ein größeres Mädchen vorüber und sagte: „Joseph, Du mußt den Hahn schlachten, dann bekommst Du viel Fleisch.“

„O nein“, lachte der kleine Joseph, „der muß erst tüchtig Eier legen.“

Einmal sagte er zum Missionar: „Du kannst mir Dein Auto zeigen, dann fahren wir nach der Stadt.“

Sein dicker Freund ist der kleine, ebenfalls 5jährige Anton, der zur Mission gebracht wurde, als er erst 14 Tage alt war. Bei seiner Ankunft war er voll Ruß und Schmutz und nicht zu erkennen. Er ist dauernd beschäftigt und macht den größeren Kindern alles nach; er kehrt den Hof, trägt auf einem Blech das Holz auf dem Kopfe, hilft das Eßgeschirr waschen und ist inzwischen dabei auch einmal wieder kopfüber in den Bach gefallen.

Eine kleine Prinzessin, deren Vater ein Häuptling war und vor kurzem als Christ gestorben ist, macht das Hühnermütterchen. Diese Kleine durfte schon mit 7 Jahren zur ersten heiligen Kommunion gehen. Sie hieß früher „Katuba“ und jetzt heißt sie Bernadette. Wenn sie zur heiligen Kommunion geht, muß sie sich auf die oberste Stufe von der Kommunionbank stellen, weil sie so klein ist. Als am 8. Dezember Aufnahme vom Marienverein war, hat sich auch unser Hühnermütterchen gemeldet, und als man ihr sagte, daß sie noch warten müsse, weil sie zu klein sei, da war sie ganz traurig.

Sie kann noch nicht bis 50 zählen, besorgt aber ihre kleinen Küchlein so gut, daß sie am Abend genau weiß, wenn eines fehlt; dann ruht sie nicht, bis das Verlorene gefunden ist.

Nun hat einmal ein größeres Mädchen, das ihr bei den Hühnern behilflich war, aus Versehen die ganze Nacht die Kaze in den Hühnerstall mit eingesperrt. Und, o weh! Am Morgen waren die kleinen Küchlein verschwunden. Da war unsere kleine Bernadette fast untröstlich, denn diese ganz kleinen Küchlein waren ihre Kinderchen, die sie gehegt und gepflegt und öfters in ihrem Kleidchen gewiegt hatte.

Am Abend, wenn der Sandmann kommt, kann man unsere lieben Kleinen nicht schnell genug ins Bettchen bringen; im Nu fallen die Auglein zu. Sie liegen aber nicht in so weichen Bettchen wie Ihr, liebe Kinder, und doch schlafen sie so gut und träumen vom Paradies.

Besuch aus Monte-Cassino, Rhodesia

Gern wollt ich nach Europa reisen,
Doch ach, ich hab' kein Geld;
Möcht all die weißen Kinder grüßen
In Stadt und Land, in Wald und Feld.

Ihr seht, ich stehe reisefertig
Mit dem Koffer in der Hand,
Bin fix gekleidet, rein gewaschen,
Möcht reisen über Meer und Land.

Ganz neu und fein ist die Krawatte,
Und blendend weiß mein Reisekleid.
So grüße höflich ich Euch alle
In dieser frohen Osterzeit.

Euer kleiner Joseph
aus Rhodesia.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Worms 21,— Mk., Anna-Maria; Alfen 21,— Mk. Elisabeth; Wattenscheid 63,— Mk., Albert, Bernhard, Ferdinand; N. N., Selsenkirchen 21,— Mk., Erich; Schröck 21,— Mk., Peter-Joseph; Rimbeck 21,— Mk., Franz-Xaver; Ubach 21,— Mk., Josephine; Worms 21,— Mk., Maria-Magdalena; Ruffstein 21,— Mk., Joseph-Antonius; Frixdorf 21,— Mk., Sofia; Gütersloh 21,— Mk., Gertrud-Maria; M.-Styrum 21,— Mk.

Für die Mission: Schröck 1,— Mk.; Recklinghausen 10,50 Mk.; Lauferweiler 2,— Mk.

Für Missionszwecke: Colonnovska, Trier 2,50 Mk.; Linz 35,— Mk.; M.-Styrum 21,— Mk.

Almosen: Großdöbern 2,50 Mk.; Elbing, zu Ehren des hl. Joseph 16,— Mk.; Wattenscheid, um glücklichen Verlauf einer Operation 5,— Mk.; Clarholz 7,50 Mk.; R.-Worringen 2,50 Mk.; D.-Meiderich 2,50 Mk.; Calenberg 2,50 Mk.; Limburg 2,50 Mk.; Krefeld 2,50 Mk.; Berge 2,50 Mk.

Für die Missionschule: N. N. 180 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott!
Maria mit dem Kinde lieb, allen unsern lieben Wohltätern deinen Segen gib!

Goldstaub

Ein Falter flog am Wiesenrand.
Nur Herzschlag lange wollt
Ihn lose halten meine Hand,
Da trug sie bald ein wenig Gold.
Der Falter floh. Schon war er weit,
Ich aber sann im Hag:
Strahlt nicht an unserm Seelenkleid
Goldstaub von mancher guten Tat?

Gebetserhörnung

Dank dem göttlichen Herzen Jesu für Errettung von Heuschreckenplage. Nachdem wir in Gärten und Feldern lange Stangen mit daran befestigten Herz-Jesu-Schildern aufgepflanzt hatten, zogen die Heuschrecken ab, ohne Schaden anzurichten. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. Bura, Ost-Afrika. Der Schmerzhaften Mutter und der kleinen hl. Theresia Dank für Genesung.

Totenglöcklein

In Sinsheim (Baden) pflückte sich der Himmelsgärtner eine junge zarte Knospe zum hl. Osterfest in unserer eifrigen Förderin Luzia Häußler. Trotz langer Krankheit versah sie ihr Amtchen im Dienste der Mission treu und unermüdet, bis der liebe Heiland sie nach geduldigem Leiden ins bessere Jenseits abberief, um ihr die Opfer und Mühen mit ewigen Himmelsgütern zu belohnen. Dankbar folgen ihr auch unsere Gebete nach, auch unsere lieben Abonnenten bitten wir um ein Memento für die liebe Verstorbene.

Gedenkt auch unserer lieben verstorbenen Abonnenten Frau Anna Hünermund, geb. Waldmann, Birkenfelde, Herrn Gerzen, Repke, und Herrn Nikolaus Gläfener, Reuchingen. R. I. P.